

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 150.

Freitag, 30. Juni.

1916.

(12. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hedda von Schmid.

Als die Kunde von der Anwesenheit der Delarues bis zu Lante Diets drang, meinte diese halbblut: „Macht bloß kein Aufhebens davon, Emilie, die kochen auch mit Wasser. Und das Vergnügen ist ganz auf ihrer Seite, das Stück wird sehr gut gespielt, und Thea wird ihre Sache schon brav machen.“

Hentika wandte nicht einmal ihren Kopf nach der Seite, wo Fred und seine Mutter saßen, sie wechselte ab und zu ein Wort mit Heino neben ihr, der zwei Mittagessen geopfert hatte, um Thea Blumen — es waren Mailglockchen in einem Topf mit rosa Krepppapier umwunden — zu spenden.

Dann glitt der Vorhang empor und das Spiel begann.

Theas Lehrerin hatte ihr mit Recht abgeraten, diese Rolle als Debitantin zu spielen. Andere lagen ihr weit besser. Doch da das „Johannisfeuer“ nun mal auf den Spielplan gesetzt worden war, so hatte Thea nur die Wahl gehabt, entweder das Heimchen zu übernehmen oder abzusagen.

Sie gab ihr Bestes. Sie riß sich zusammen als sie nun das Lampenfieber spürte, aber es war doch etwas Unfreies in ihrer Leistung. Ein paar schnelle Blicke hatten sie davon überzeugt, daß Fred gekommen war. Und die Frauengestalt neben ihm in schwarzem Samt war seine Mutter. Thea fühlte den prüfenden Blick der graublauen Augen, welchen die Freds so ähnlich waren, auf sich ruhen, und sie empfand dieses Anschauen von Szene zu Szene als etwas sie unfähig Bedrückendes.

Nach dem ersten Akt kam Frau Hannchen hinter die Szene.

„Sehr, sehr gut ist's gegangen, Theachen“, rief sie aufgeregt, „Franz meint allerdings, du müßtest mehr aus dir herausgehen, aber so sicher sein Urteil auch immer zu sein pflegt, er ist ja kein Kritiker von Beruf in diesem Fall, Theachen. Geklatzt haben sie wie rasend. Von wem hast du denn die Mailblumen? Ach, von Heino. Weißt du, Delarues sind da — er und seine Mutter. Aber, Thea, was ist denn das mit dir? Hang bloß nicht an zu weinen. Da haben wir's. Das ist die Reaktion. Kann man hier denn kein Brausepulver bekommen? Oder wenigstens ein Glas Selters? Warte, ich besorge dir eins.“

Frau Hannchen eilte davon. Das fehlte gerade noch, daß Thea an ihrem Ehrenabend heute umklappte. Fred hätte ihr auch ein paar Blumen senden können.

... Bevor es aber Frau Hannchen gelungen war, am Büfett ein Glas Selters für ihre Schwester zu erhalten, erscholl das Klingelzeichen, und Thea mußte auf ihr Stichwort aufpassen.

Sie spielte nun besser. Sie vergaß bisweilen sogar die wachsamten, graublauen Augen drüben im Zuschauerraum, die ihr bis auf den Grund ihrer Seele zu blicken schienen.

Ihre Blicke suchten Fred — wie hilflos suchend, . . .

Als der letzte Akt begann, waren die Plätze der Delarues leer. Sie hatten in der Pause, wo alles sich an das Büfett herangedrängt, den Theatersaal verlassen.

Mit dieser Wahrnehmung erlosch für Thea Gröning das Licht dieses Abends, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt hatte.

Aber nicht um die Welt hätte sie ihre seelische Zerrissenheit, die grenzenlose Enttäuschung, die in ihr wühlte, enthüllt. Niemand, weder Schwester Hannchen noch ihre Mutter, sollten es merken, was sie innerlich durchmachte. Sie war von einer ausgelassenen Fröhlichkeit — Königin des Festes — stg im Tanz aus einem Arm in den anderen — und ließ sich nicht viel bitten, in der Kaffeepause auf dem Podium zu erscheinen und etwas zu deklamieren. Es war ein Melodram — ein übermütiges, banales Nachwerk mit ein paar Schlagern als Refrain.

In jeder Haltung stand Thea Gröning in ihrem rosa Ballkleid droben, die Worte in den Saal hinausschmetternd. In ihr flackerte die letzte arme Hoffnung, er kommt vielleicht doch — kommt zurück — auf und erlosch. . . .

Einen Moment hindurch war es ihr, als hätte sie ihn in der großen Eingangstür des Saales erblickt, die schlanke, geliebte Gestalt im tadellos sitzenden Smoking, der Gesellschaftsanzug kleidete ihn so wundervoll — doch es mußte eine Täuschung gewesen sein. Am Saaleingang drängte sich eine kleine Schar von Herren, die an der langen, doppelten Kaffeetafel keinen Platz mehr gefunden hatte, sich im Vorsaal installiert und, durch Theas zündenden Vortrag angelockt, im Rahmen der Tür erschienen war.

Er kam nicht — es war alles zu Ende. . . .

„Nun ist's aber genug mit dem Tanzen, Thea“, sagte Doktor Händler, als seine Schwägerin glühend und atemlos von ihrem Herrn neben ihm abgesetzt worden war. „Mama schicke mich auf die Suche nach dir, wir wollen aufbrechen.“

„Ach, nicht doch, noch nicht nach Hause.“

Thea blickte ihren Schwager flehend an — etwas Fiebriges glänzte in ihren Augen.

„Thea, Kindchen, so sei doch verständig.“

Der Doktor zog ihren Arm durch den seinen und ging langsam mit ihr durch den Saal.

Diese Lustigkeit von Thea erschien ihm unnatürlich. Es war bei ihr nicht die Freude über ihren heutigen Erfolg, der eigentlich in seinen Augen mehr ein gesellschaftlicher als ein künstlerischer zu nennen war. — Ihre bildhübsche Erscheinung hatte mehr geistig als ihre schauspielerische Leistung.

„Es ist wirklich besser, du fährst jetzt mit uns nach Hause, Thea“, überredete der Doktor, „du hast dir heute Abend genug zugemutet.“

„Ja — ja, nach Hause“, sagte sie im Tonfall eines müden Kindes, dem vor Erschöpfung die Tränen nahe sind.

Sie begriff mit einem Male nicht, wie sie es so lange in diesem heißen, mit Menschen überfüllten Saal, in dem noch immer einzelne Paare sich unermüdet umherschwangen, hatte aushalten können.

Henrika war bereits vor Stunden mit Tante Viete nach Hause gefahren.

„Hat es dir gefallen?“ fragte Tante Viete unterwegs in der Droschke.

„Ja — aber manches hätte ich anders gemacht.“

„Du? Na, erlaube mal, Henrika, was verstehst du denn vom Theaterspielen?“

Da lachte Henrika in Santos ihr leises, silbernes Lachen.

„Es ist nicht so schwer, dafür Verständnis zu finden. Wenn Thea sich selber spielen wollte, dann würde sie mehr Erfolg haben, aber so ist es halb bei ihr.“

„Sieh mal einer das Rücken an“, wunderte sich Tante Viete. Sie war einfach starr über die Selbstsicherheit, mit der Henrika ihre Ansichten vorbrachte.

„Hast du deine Weisheit im kanadischen Urwald geschöpft, du kleine Besserwisslerin?“

„Das fühlt man so in sich, Tante Viete, das schöpft man nicht von anderswo her.“

„Na, für dich wäre es besser, du lerntest gründlich Kochen. Deinem Hans wird das ganz gewiß viel angenehmer sein, als wenn du dich mit Theaterdingen abgeben wolltest. Nebenbei gesagt, Hansemanns Freundschaft für diesen Fred Delarue verstehe ich immer weniger. Wie ein Halbgott tut er. Kann er nicht herankommen und seinen Krampf machen und uns guten Tag sagen, wie ein wohlherzogener Mensch, der er doch ist? Wir sind ihm natürlich nicht fein genug. Wozu kommt er denn überhaupt, wenn er vor dem letzten Akt auskneift. Erst scharwenzelt er um die Thea herum, und dann kennt er einen einfach nicht mehr.“

„Er ist ein schlechter Mensch“, sagte Henrika in Santos in ihrer merkwürdigen, schnell abschließenden Art, mit der sie meist Menschen und Dinge abzutun pflegte.

Ihr junges Gesicht bekam einen feindseligen Ausdruck, als sie Fred Delarues Namen aussprach.

Frau Gröning hatte am Abend nach Theas Debüt einen kleinen Kreis in ein bekanntes, bestrenommiertes Weinrestaurant geladen.

Theas Lehrerin, Frau Böhning-Geldhausen, die in ihren jungen Jahren eine bekannte Bühnengröße gewesen war, und der zu Ehren und Dank diese kleine Festlichkeit stattfand, thronte in einer glänzenden Gesellschaftsrobe neben Frau Gröning.

Dr. Haendler machte auf die Bitte seiner Schwiegermutter, die zum erstenmal in ihrem Wittwendasein solch ein kleines, erlesenes Essen auswärts gab, den Wirt.

Auf Theas speziellen Wunsch war auch Heino Gelter geladen worden. Er hielt sich bescheiden im Hintergrund.

Frau Böhning-Geldhausen aber zog ihn wiederholt ins Gespräch, fragte nach seinen Studien und prophezeite ihm eine große Bühnenzukunft. „Dem einen gibt es der liebe Gott im Schlafe“ behauptete sie, „Sie, mein Bester, gehören meiner Meinung nach zu diesen Begnadeten.“

Das Gespräch drehte sich um lauter Theaterangelegenheiten. Frau Böhning-Geldhausen erzählte mit klingender Stimme und mit lebhaften Gesten aus ihrer „großen Zeit“.

Sie war eine etwas auffallende Erscheinung, ihr blaues Kleid war zu viel mit kostbaren Spitzen garniert, der Ausschnitt ein bißchen zu tief, das Gesicht zu stark gepudert. Sonst war sie beinahe tadellos in ihrer Haltung und gesellschaftlich sogar sehr angesehen, aber sie konnte — das hastete ihr nun einmal von der Bühnengestalt her an — ohne Schminke und Ruder nicht gut auskommen. Und da sie einen zu ausgiebigen Gebrauch von beidem machte, so konnte man es solchen, die sie nicht kannten, verzeihen, wenn die sie abschätzend anblickten.

Das tat denn auch ein älterer Herr, der, sichtlich jemand erwartend, an einem der Nebentische des stillvollen kleinen Saales saß. Es waren sechs reservierte Tische im ganzen Raum, durch den die aufwartenden Kellner lautlos hin und her glitten.

Aus einem der Nebentische tönte gedämpft Streichmusik herüber.

Die Lampen verbreiteten ein helles und dabei doch diskretes Licht. Blühende Blumen in Porzellanetageren dufteten auf den runden Tischen, die für je eine Gesellschaft von zehn Personen berechnet waren.

Der alte Herr im dunklen, englischen Saffoanzug studierte eingehend die Weinkarte und warf ab und zu einen neugierigen Blick zum Nachbartisch hinüber.

Thea war in Weiß. Das Crepp-de-Chine-Kleid stand ihr vorzüglich. Doch sie war blaß und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

„Sie hat sich geistern zu sehr angestrengt, das arme Kindel“, sagte die Böhning-Geldhausen in ihrem süddeutschen Dialekt, den sie gern sprach, wenn sie nicht gerade unterrichtete.

Henrika trug ein blaßrosa Kleid, eine Art von „Babygewand“, das ihre noch viel zu mageren Formen gefällig verhüllte. Sie sah schlank und steil da, ohne sich anzulehnen.

Die Böhning-Geldhausen fand für Henrika den Vergleich mit einer „rosa Hyazinthe“.

„Sie haben so gar nichts Biegsames an sich, mein Herzchen, mit einer schlanken Weidengerte könnte man Sie nicht vergleichen.“

„Ich breche aber trotzdem nicht, wenn's darauf ankommen würde“, erwiderte Henrika, ohne eine Miene zu verziehen.

Frau Gröning machte ein bekümmertes Gesicht.

Henrika exzellierte öfters in solch rätselhaften Bemerkungen. Und um ihre Wäscheausstattung, die man jezt in Angriff genommen hatte, bekümmerte sie sich absolut nicht. Sie sah nur über ihren Büchern. Seit zwei Wochen hatte man nun die Käserin im Hause. . . . Wenn Henrika doch wenigstens die Festreden ausziehen wollte. Aber nein, sie tat so, als ginge sie die ganze Schneiderei nichts an. Hans hatte geschrieben, daß er vielleicht schon im Frühjahr herüberkommen würde, um sich die Braut zu holen.

„Es ist gut und schön, wenn eine Frau beizeiten sich beugen lernt, wo es nützt, liebes Kind“, belehrte Frau Gröning ihre Schwiegertochter.

Henrika blieb taub gegen diese Zurechtweisung — sie machte ein Gesicht, als gingen sie die Menschen um sie herum überhaupt nichts an.

Frau Böhning-Geldhausen interessierte sich lebhaft für Henrika. „Sie ist kolossal apart, Ihre kleine Schwiegertochter, verehrte gnädige Frau“, flüsterte sie Frau Gröning zu.

„Leider Gottes, ja — sehr“, leuzte Hansemanns Mutter, „hoffentlich gibt sich das nachher bei ihr.“

„Aber nein — das wäre ja schade“, widersprach die Böhning-Geldhausen. „Es ist mir immer eine wahre Erquickung, wenn ich nicht etwas Schablonenhaftes sehe.“

Der alte Herr am Nebentisch erhob sich, um eine kleine Gesellschaft zu begrüßen, die nach einigem Hin und Her am Tisch Platz nahm.

Thea, die von ihrem Sessel aus den Nebentisch überblicken konnte, wurde glühend rot, als ihre und Fred Delarues Blicke sich trafen.

Er erhob sich halb von seinem Sitz und machte eine löbliche Verbeugung. (Fortsetzung folgt.)



Wenn wir uns selbst nicht schmeicheln, könnte uns die Schmeichelei anderer nicht schaden. La Rochefoucauld.

Zukunftsfragen der deutschen Arbeit.

Die Werkbundtagung in Bamberg von Dr. Schulze (Bamberg).

In der Pfingstwoche fand in Bamberg die 8. Tagung des Deutschen Werkbundes statt. Sie ist seit der Kölner Ausstellung die erste Mitgliederversammlung, da im ersten Kriegsjahre eine Zusammenkunft nicht stattgefunden hat. Aber die Kriegstagung hat durch die Referate erwiesen, daß inzwischen die auf ideale Ziele wie praktische Einzelaufgaben gerichtete Werkbundarbeit nicht stillgestanden hat, ja daß man zu den bisher schon auf dem Programm stehenden Aufgaben noch einige zeitgemäße neue hat hinzufügen müssen.

Zum Abschluß gebracht wurden bekanntlich inzwischen die Arbeiten für das „Deutsche Warenbuch“, das als ein Handbuch praktischen Geschmacks sich an die breiten Käufer-schichten wendet, diese zur Urteilsfähigkeit erziehen und von dieser Seite her den Markt von dem auch wirtschaftlich so überaus schädlichen Ballast der Geschmacklosigkeiten reinigen will. Das Bleibend-Wertvolle der Kölner-Ausstellung, die in ihrem Entstehen schon durch mancherlei Mißgriffe beeinträchtigt und durch den Kriegsausbruch um das gerechte abschließende Urteil gebracht worden ist, fand im Werkbund-Jahrbuch eine dauernde bedeutsame Zusammenfassung. Abgeschlossen sind ferner die langwierigen, durch den Krieg kaum gestörten und somit als unverwülfte Kulturkraft zu wertenden Untersuchungen des Geheimrats Prof. Ostwald-Fr. Nothke, über die er selbst voll jugendlicher Lebendigkeit an zahlreichem Demonstrationmaterial referierte. Es kann daher mit der Veröffentlichung des Farbatlas begonnen werden. Neue Aufgaben sind dagegen dem Werkbund erwachsen aus dem Wunsche, am Wiederaufbau Ostpreußens, an der künstlerischen Gestaltung der Kriegergräber, sowie der Gedenkzeichen beratend, auswählend und zwischen Angebot und Nachfrage vermittelnd mitzuwirken. Unüberwindliche Schwierigkeiten stellten sich nur der Teilnahme an der erstgenannten Aufgabe entgegen, so daß der Deutsche Werkbund sich davon zurückziehen mußte. Das Material für die Kriegergrabmäler lieferte ein Wettbewerb, dessen Ergebnisse, vereint mit dem von der Mannheimer Kunsthalle in ihrer Wanderausstellung gesammelten Material in dem nächsten Jahrbuch des Deutschen Werkbundes veröffentlicht werden soll. Es ist zu hoffen, daß diese auch in Verbindung mit der Heeresleitung herausgegebene Publikation endlich etwas Endgültiges und Abschließendes auf dem von so vielen Kräften bearbeiteten Gebiet zutage fördert, und daß es nicht zu der beschränkten Wirkungsmöglichkeit verurteilt bleibt, wie der Wettbewerb für Kriegswahrzeichen, dessen Ergebnisse sich die Nationalgabe leider nicht zunutze gemacht hat.

Weniger wichtig und dennoch auch ein Faktor der ästhetischen und wirtschaftlichen Vervollständigung Deutschlands ist das Preisauschreiben für Parfümeriepackungen; mehr indirekt beteiligt sich der Deutsche Werkbund an den Modebestrebungen; so sehr er auch auf diesem Gebiet die Loslösung von Paris freudig begrüßt, kann er, dessen Ziel auf bleibende Werte gerichtet ist, nicht die Verantwortung für Erscheinungen des hastigen Saisonbedürfnisses übernehmen. Eine Beeinflussung der Leipziger Messe in Hinsicht des guten Geschmacks ist angesichts der französischen Konkurrenzbestrebungen jedenfalls eine noch dringlichere Aufgabe. Dem Produzenten ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl und dem Konsumenten eine ruhige Sicherheit in dem unüberblickbaren Vielerlei der Erscheinungen wird, wie dies ein Antrag von Prof. Kazarew-Stuttgart fordert, die Anbringung von Ursprungsmarken auf kunstgewerblichen Erzeugnissen erwecken. Damit berührt sich in mancher Hinsicht die erneute Anregung des Tübinger Chemikers Dr. P. Kraus, die selbst bei Gebildeten beschämend geringe Materialkenntnis zu fördern, und, dies wurde von Dr. Jaffe-Berlin befürwortet, die Verkäufer durch Unterrichtsreise zum inneren Verständnis für Qualität und Schönheit der Waren heranzubilden. Erzieherische Absichten bewirken auch eine Annäherung an den Bund für Schulreform in Hamburg.

Mit diesem verstärkten Interesse an der Heranziehung des Nachwuchses gingen sodann verschiedene Satzungsänderungen Hand in Hand, die auf eine gewisse Verjüngung des Vorstandes durch regelmäßig sich wiederholendes Ausscheiden eines auf ein Jahr nicht wieder wählbaren Viertels der Mit-

glieder abzielen. Das kann sich der in bald zehnjähriger Wirksamkeit auf ein festes Fundament gestellte Werkbund nanmehr leisten. Zur Sicherung der Kontinuität sind allerdings die beiden Vorstehenden von der Aenderung ausgenommen; dennoch ist auch hier diesmal durch den Rücktritt des um den Ausbau der Organisation hochverdienten Geheimrats Prof. Dr.-Ing. Rüttesius, dessen Sitz der neuernannte Stadtbaurat von Dresden, Prof. Boelzig, einnehmen wird, ein Wechsel eingetreten.

Auf die Frage, welche Grenzen die so verjüngte Organisation sich gesetzt hat, gab der einen Höhepunkt der Verhandlungen bildende Vortrag von Dr. Jäch eine imponierende Antwort. Werkbund und Mitteleuropa sind aus dem gleichen und zu dem gleichen Formgesetz geworden, — im Willen wie im Ziel. Dieses Formgesetz ist das organische Prinzip, das im Werkbund seinen künstlerischen und in Mitteleuropa seinen politischen Ausdruck gefunden hat. Dieses organische Prinzip ist im Grunde der deutsche Sinn, der deutsche Geist, das deutsche Wesen, nur uns Deutschen bisher eigen, so daß die Organisation des Werkbundes — wie schon aus der Nachahmung durch andere Staaten, neuerdings durch England, hervorgeht — und die Organisation von Mitteleuropa nur von Deutschland geleistet werden konnten. Eine solche Untersuchung, die Werkbund und Mitteleuropa als eine Art Mikrokosmos und Makrokosmos der gleichen Idee nachweisen kann, muß dann auch die Aufgaben für ein Wirken des Werkbundes in Mitteleuropa aufzeigen, sowohl die einzelnen, greifbaren wie die allgemeinen grundsätzlichen, und sie darf schließlich darüber hinaus sich zu dem Bekenntnis erheben, daß „Werkbund und Mitteleuropa“ doch nur ein Teilbeispiel bleibt — wohl das zeitlich erste und sachlich beweiskräftigste; daß aber jenes beiden gemeinsame, organische Prinzip durch seinen Sieg in diesem Weltkrieg dazu berufen sein wird, die neue Weltpolitik und eine neue Weltkultur zu ordnen und zwar im weitesten Sinne: als Werkbund einer Völkergemeinschaft. Dieser Krieg zerbricht das mechanische Prinzip der alten Form der Weltbeherrschung und dieser Friede sichert das organische Prinzip in der deutschen Führung ohne Gewalt-herrschaft. Mit diesen in klarer Einzelheit durchgeführten Darlegungen ging aufs treffendste auch ein anschauliches Bild zusammen, dessen sich Hofrat Brudmann am Schluß seiner Begeißelungsrede bediente: „Statt der Pose des Reiters auf dem Kölner Palast, der die Fackel schwingt und dessen Kopf sich bäumt, wählen wir die durchgeistigte deutsche, verhaltene und stille Größe des wundervollen Reiters im Dom zu Bamberg zu unserem Sinnbild. Unter seinem Zeichen möge die diesjährige Tagung dem Bunde zum Segen werden.“

Und in der Tat, schlicht aber verinnerlicht, ohne ausgreifende Pose oder schnell verhallende Demonstration, jedoch gefestigt zu Überzeugungen, die aus der Praxis erarbeitet wurden, ist die Zusammenkunft der Werkbundeleute gewesen. Sie stand unter dem Eindruck der alten Kultur Bambergs, die im frühen Mittelalter einen gewaltigen Aufstieg und noch in der Barock- und Rokokozeit eine Ausbreitung von unerschütterlicher Einheitlichkeit genommen hat. Angesichts dieser Zeugen vorausgegangener traditioneller Kultur, um deren künstlerische wie historische Erläuterung sich vor allem Baurat Schmiß-Bamberg und Prof. Dürrwächter (ebenda) verdient machten, haben die zur Schöpfung neuer Werte Berufenen ein feierliches Gelöbniß höchster Kraftentfaltung erneut, dem Geheimrat Jessen-Berlin in seinen Dankesworten an die gastliche Stadt ergreifenden Ausdruck verlieh. Ein Ausflug von Staßfurt aus nach Bierzeihenheiligen und Ganz, der in Lichtensfeld, dem Städtchen der Korbflechter, seinen Abschluß fand, bot weitere Gelegenheit zu lehrreichen Besichtigungen.



Aus der Kriegszeit.

Das erste Schneeschuhgefecht im Weltkriege. Unter den neuen Truppengattungen, die in diesem Kriege hervorragenden Anteil an unseren Erfolgen hatten, gedüht auch einer der jüngsten Waffengattungen, nämlich den Schneeschuh-Truppen, rühmlicher Anteil. Die Hauptleistungen unserer Schneeschuhtruppen, über die man nach der langen Kriegsdauer und ihrem häufigen Eingreifen heute bereits ein durch

reiche Übersicht gewonnenes Urteil fällen kann, betreffen weniger geschlossene Kampfhandlungen als Aufklärungsdienst, zwischen Felswänden und Schluchten, und Flankendeckung der Infanterie. Im Bereiche der Vogesen standen unsere Schneeschuhtruppen den sehr gut ausgebildeten „Sicurs“ der Franzosen gegenüber, und einmal kam es sogar — ein höchst seltener Fall — zu einem regelrechten Gefecht in geschlossenem großen Verbände. Dieser erste Schneeschuhkampf im Weltkriege, den der damalige Befehlshaber, Oberstleutnant Alfred Steinmeyer, in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ schildert, fand am 13. Februar 1915 statt. Der südliche Teil des Geländes, das den Franzosen abgenommen werden sollte, war für die Infanterie trotz der Schneelage noch gangbar, „aber weiter gegen den Kamm hinaus lag noch meterhoher Schnee; hier war das Reservat der Schneeschuhtruppen. Außer diesen waren noch die Postierungen eines bayerischen Infanterie-Regiments sowie eine halbe leichte Haubitzenbatterie unterstellt. . . . In zweitägiger Arbeit, mit unsäglichen Anstrengungen, waren die Haubitzen in Stellung gebracht worden. . . . Mein kleines Detachement war sehr originell zusammengesetzt: Schneeschuhkompagnien, Haubitzen und Radfahrer, natürlich ohne Mädel. . . . Um 1 Uhr 15 nachts war mein Detachementsbefehl fertig und alles mit dem Chef, die das Gelände ohnehin genau kannten, besprochen.“ Der Abmarsch erfolgte um 6 Uhr morgens. Das Wetter war außerordentlich stürmisch. Endlich hatten die Krieger auf Schneeschuhen den Sattel erreicht. „Die nun folgenden Stunden mit ihren vielfachbetreten Eindrücken rechnen zu den eindrucksvollsten meines Lebens. . . . Nach einstündiger Fahrt erreichten wir den Gipfel. Von hier über sah man das ganze Gefechtsfeld, konnte am besten den Zeitpunkt des Eingreifens beurteilen und das Artilleriefeld leiten. . . . Etwa um 8 Uhr erschienen die ersten Gefechtspatrouillen der Infanterie am Fuße der steilen Hänge. Die Artilleriegruppen auf den Höhen eröffneten das Feuer.“ In dem folgenden kurzen Zeitraum wurde berechnet, wann die Brigade zu dem ihr erreichbaren Plateau gelangen würde und somit der Zeitpunkt für den Angriff der Schneeschuhtruppen gegeben wäre. „Um 8,30 Uhr erfolgt der Fernspruch: „Die Kompagnien greifen sofort in den durch den Gefechtsbefehl angeordneten Richtungen an.“ Die Masse zieht sich nach vorwärts auseinander, sie gliedert sich in Schützenlinien, sie schieben sich vor, und nun geht's in rauscher Fahrt die Hänge hinab. . . . Ab und zu stürzt ein Schütze und schlägt auf dem steilen Hang einen unfreiwilligen Purzelbaum. Aber rasch ist er wieder auf den Brettern. . . . Es ist drollig anzusehen, wie die Letzte mit den langen Brettern über die Äuße klettern; eine peinliche Situation im feindlichen Feuer. Aber die Franzosen verlassen eilig ihre Stellungen, und mit Vergnügen sehen wir auch zurückhaltende Sicurs darunter. Der Sturm vom Morgen erschien jetzt nur mehr als ein interessantes alpines Erlebnis; wir waren trotzdem rechtzeitig zur Stelle, und alles hatte famos gellappt. . . . Der Raum, auf dem das kleine Detachement auseinandergegangen war, war ein ungewöhnlich greher. Das wird aber im Gebirge bei Schneeschuhtruppen die Regel sein. . . . Um 7 Uhr abends waren die letzten Abteilungen wieder eingerückt; wir alle wie Eismänner, gespickt mit Eisnadeln und überzogen von Raubröckeln. . . . Aber es war nur eine Stimme der Begeisterung über unser erstes Gefecht, das „erste Gefecht der Weltgeschichte auf Schneeschuhen.“ (Zensf. Wln.)

Eine weltgeschichtliche englische Sieges-Lüge. Die Engländer, die es jetzt fertig bringen, ihre Niederlage in der Fagherat-Schlacht mit dem Wunde für Leichtgläubigen in einen großen Sieg ihrer Flotte zu verwandeln, haben von jeher das Geschäft vortrefflich verstanden, durch unbestimmtes Bergewaltigen der Wahrheit Ruhm und Sieg für sich einzubehalten. Das wichtigste Beispiel solcher „Sieges-Lügen“ ist, vor den durch nichts zu überbietenden Fälschungen im Weltkriege, Wellingtons Meldung über die Schlacht bei Belle-Alliance gewesen, die sich ja in diesen Tagen zum 101. Male jährt. Bekanntlich ist der Sieg bei Belle-Alliance durch das Eingreifen der Preußen entschieden worden, deren erste Kanonenschüsse um 4 Uhr nachmittags ihr Angreifen verkündeten. Wellington machte dann abends gegen 8 Uhr noch einen großen Scheinangriff, doch hätte er bei seinen außerordentlich großen Verlusten und der stets

wachsenden Stärke des feindlichen Angriffes ohne die Preußen den Sieg nie und nimmer erringen können. Der Schlachtbericht Wellingtons, der sofort von der „Times“ veröffentlicht wurde, verschwieg aber die tatsächlichen Vorgänge oder hüllte sie in Dunkelheit. Er meldet offiziell, daß er bis nach 7 Uhr allein gekämpft habe und dann die Entscheidung durch seinen letzten Angriff herbeigeführt worden sei, bei dem er den Feind in äußerster Verwirrung zur Flucht getrieben und ihm 150 Geschütze entrißen habe. In Wirklichkeit war dieser Angriff überflüssig und der Sieg durch die Preußen schon vorher errungen. Wellington, der sich während der ganzen Schlacht auf der die Straße von Châin überblenden Höhe aufhielt, muß durch sein Fernrohr die zerstörende Wirkung der Batterie Zietens wahrgenommen haben, die um 4 Uhr schon einsetzte, und aus persönlichen Gründen verschloß er absichtlich die Augen, weil er eifersüchtig den letzten großen Sieg, zu dem er beigetragen, so viel als möglich an sich fetten wollte. Das geht auch aus der höchst merkwürdigen Art hervor, in der Blücher für seine Hilfe pflichtschuldbiger Dank ausgesprochen wird; es wird dabei nur die Operation Willovs erwähnt, „die selbst wenn ich nicht in der Lage gewesen wäre, den entscheidenden Angriff zu machen, den Feind zum Rückzug gezwungen hätte“. Wellington nannte auch den Sieg gegen Blüchers ausbrütlichen Wunsch nach seinem Hauptquartier bei Waterloo. Von preussischer Seite sind sogleich gegen diese einseitige Darstellung Proteste erhoben worden. Wellington aber beharrte bei seiner sich immer als falsch erweisenden Meldung und hat die englische Geschichtsdarstellung auf lange hin, ja bis in die Gegenwart, dadurch beeinflusst. Bei einer parlamentarischen Versammlung im Jahre 1836 gab er eine tiefe Mißstimmung über die „preussischen Ansprüche“ zu erkennen, und in einer in seinem Nachlaß gefundenen Denkschrift vom Jahre 1842 bemerkte er auf die schneidige Kritik des Generals Clausewitz hin, er habe erst nach 6 Uhr abends in großer Entfernung das Feuer preussischer Batterien bemerkt. Selbst das Verdienst der Verfolgung nahm er für sich in Anspruch, obwohl doch seine stark gelichteten Bataillone dem Feinde nicht mehr nachsehen konnten, und erst die musterhafte, in der damaligen Kriegsgeschichte einzig dastehende Verfolgung durch die Preußen unter Sneysenau's Führung das zurückdrömende Heer Napoleons wirklich vernichtete. Während so Sneysenau den Sieg vollendete, ritt der englische Feldherr im Mondenschein einsam über die Wastatt nach Waterloo zurück, traurigen und niedergeschlagenen Gedanken hingegeben, die zu den Fanfarentönen seines Berichtes im grellen Widerspruch stehen. „Meine Verluste“, schrieb er am andern Morgen an den Herzog von Beaufort, „haben mich gekniet; ich habe kein Gefühl für die Vorteile, die wir errungen.“ Der alleinige Anspruch auf den Sieg war also eine bewusste Lüge Wellingtons, die nach dem Urteil seines Biographen Reinhold Pauli seinem ruhmvollen Gedächtnis für immer Eintrag tun wird.

Hunde zur Aderbestellung in Frankreich. Die gewalttätige Rüge, die die französischen Zeitungen sich bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit geben, um das französische Heldentum von neuem ins Licht zu drücken und phrasenreich zu feiern, läßt sich nicht immer mit den ebenso eifrigen Bemühungen zur Verschleierung der nicht erfreulichen Tatsachen im Lande selbst vereinigen. So bringt auch ein Artikel des „Journal“, in dem das Heldentum der französischen Hunde an der Front gefeiert wird, ein Zugeständnis, das den Mangel an Arbeitskräften im landwirtschaftlichen Betriebe des gegenwärtigen Frankreichs beleuchtet. Der Autor des genannten Artikels sucht nämlich in der bei der Boulevardpresse bekannten Weise möglichst viel Lobeshymnen aneinanderzureihen und kommt bei dem Thema der Kriegshunde auf die beispiellosen Leistungen zu sprechen, die natürlich den echt französischen Hunden zuzuschreiben seien. Und so erzählt man denn, daß in Frankreich und einem Teile Spaniens bereits seit geraumer Zeit ein großer Teil des Aderlandes mit Hilfe von Hundegespannen bestellt wird, die an Stelle von Pferden oder Ochsen die Pflüge ziehen müssen. Auf diese Weise endet der Lobesfang, der mit dem „soldatischen Patriotismus“ der französischen Kriegshunde beginnt, mit dem Eingeständnis, daß die französische Landwirtschaft teilweise bereits derart im arpen liegt, daß die Bauern nicht einmal mehr über Zupfzich zum Bedarn des Landes verfügen.